

TURNEY DUFF

**THE BUY
SIDE**

**ERFOLG,
EXZESSE UND
ABSTURZ EINES
WALL-STREET-
TRADERS**



Börsenbuch  Verlag

TURNEY DUFF

**THE BUY
SIDE**

ERFOLG,
EXZESSE UND
ABSTURZ EINES
WALL-STREET-
TRADERS

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
The buy side: a Wall Street trader's tale of spectacular excess / by Turney Duff. –
ISBN 978-0-7704-3715-2

Copyright der Originalausgabe:
Copyright © 2013 by Turney Duff.

All rights reserved.
Published in the United States by Crown Business, an imprint of the Crown Publishing
Group, a division of Random House, Inc., New York.
www.crownpublishing.com

Copyright der deutschen Ausgabe 2014:
© Börsenmedien AG, Kulmbach
This translation published by arrangement with Crown Business, an imprint of the
Crown Publishing Group, a division of Random House LLC.

Übersetzung: Marion Reuter
Covergestaltung: Johanna Wack
Satz: Jürgen Hetz, denksportler Grafikmanufaktur
Herstellung: Martina Köhler
Lektorat: Egbert Neumüller
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86470-217-4

Alle Rechte der Verbreitung, auch die des auszugsweisen Nachdrucks,
der fotomechanischen Wiedergabe und der Verwertung durch Datenbanken
oder ähnliche Einrichtungen vorbehalten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

BÖRSEN  MEDIEN
AKTIENGESELLSCHAFT

Postfach 1449 • 95305 Kulmbach
Tel: +49 9221 9051-0 • Fax: +49 9221 9051-4444
E-Mail: buecher@boersenmedien.de
www.boersenbuchverlag.de
www.facebook.com/boersenbuchverlag

Für

LOLA,

in Liebe

VORBEMERKUNG

Ich wollte ein ehrliches Buch schreiben, daher habe ich versucht, alle echten Namen und Orte zu nennen. In bestimmten Fällen habe ich jedoch mit Rücksicht auf die Privatsphäre der betreffenden Personen und aus dem Wunsch heraus, diejenigen, deren Absichten ehrenhaft (oder teilweise auch weniger ehrenhaft) waren, nicht bloßzustellen, bestimmte Details, aus denen sich klare Rückschlüsse ziehen lassen, geändert und Pseudonyme verwendet. Eine vollständige Liste dieser Pseudonyme befindet sich auf der letzten Seite dieses Buches. Dialoge und Ereignisse wurden aus der Erinnerung rekonstruiert und wurden in einigen Fällen komprimiert, um das Wesentliche des Geschehenen oder Gesagten zu vermitteln. Ich habe mir Mühe gegeben, die chronologische Abfolge der Ereignisse richtig wiederzugeben, aber es kann dennoch sein, dass manche Ereignisse in der Realität früher oder später stattfanden als in diesem Buch. Ansonsten ist dieses Buch ein freimütiger Bericht über meine Erfahrungen an der Wall Street, wie ich mich an sie erinnere.

PROLOG

**OKTOBER 2003, 19:30 UHR
NEW YORK CITY**

ICH BIN BEREIT. Es wird schon früh dunkel, als wir durch den New Yorker Stadtteil Tribeca gehen. Unsere Schuhe klappern auf dem Kopfsteinpflaster. Zu dieser Zeit sind keine Mütter mit Kinderwagen mehr unterwegs. Die Straße gehört nun den Clubgängern, die sich am Samstagabend vergnügen wollen. Ich bin in Begleitung meiner Zimmergenossen und meines engsten Freundeskreises – sechs Männer und drei Frauen, die alle modisch gekleidet sind, als würden sie bei einer Filmpremierre über den roten Teppich schreiten. Wie ein Schwarm von Nachtfischen ahmen sie jede meiner Bewegungen nach. Wir beschleunigen unseren Schritt, als wir die paar Häuserblocks entlang in Richtung West Broadway und Canal Street gehen. Ich trage ein Flanellhemd mit abgerissenen Ärmeln, meine abgetragenen Lieblingsjeans und eine babyblaufarbene getönte Sonnenbrille, die um die Gläser herum mit falschen Juwelen besetzt ist.

Marcus, der Inhaber des Canal Room, empfängt uns vor der Clubtür. Als er mich sieht, legt sich ein breites Grinsen über sein Gesicht. „Die gehören zu mir“, sage ich, indem ich in Richtung meiner Clique den Daumen hochhalte. Der Türsteher löst die rote Samtkordel und wir folgen Marcus in den Club. Er ist fast noch leer, aber das wird sich bald ändern. Marcus grinst aus einem guten Grund. Er nennt mich den Rattenfänger, den König der Nacht. Und schon bald werden meine Anhänger, der junge Geldadel der Wall Street, sich in seinem Laden drängen.

Gegen 20:00 Uhr hat sich bereits eine Schlange von über 100 Leuten vor dem Canal Room gebildet. Gegen 20:30 Uhr hat die Schlange sich auf fast 200 Leute verdoppelt. Als die Tür schließlich aufgeht, ist der Andrang so groß, als hätte jemand den Stöpsel aus einem mit Champagner gefüllten Marmorwaschbecken gezogen. Die aufgeregte Menge, die Designer-Klamotten von Armani und Prada trägt, strömt ins Innere. Ich stehe neben der Tür und übernehme die Begrüßung. Dabei sammele ich Lippenstiftabdrücke auf meinen Wangen und gelegentlich ein kleines Geschenk – das gehört zu den üblichen Vergünstigungen, wenn man auf der Käuferseite steht. Mein Freund Brian gibt mir zehn Ecstasy-Pillen. Ich habe nicht die Absicht, sie zu nehmen – nun ja, vielleicht doch ein oder zwei. Ich stecke sie in meine Hosentasche, um sie später als Party-Gefälligkeiten zu verteilen. Ich werde zu jedem gehen, von dem ich weiß, dass er Ahnung von der Sache hat, und ihn mit einem teuflischen Grinsen fragen, ob er ein Pfefferminzbonbon will. Wenn sie ihren Mund aufmachen, werde ich ihnen eine reinwerfen. Heute Nacht wird es keine Tabus geben.

Ich habe mich um alles gekümmert: die Location, die Bands und die Gästeliste. Die Einladungen wurden von meinem Alter Ego namens Cleveland D verschickt. Der Club wurde erst vor Kurzem mit einer neuen Tonanlage bestückt, der besten in New

York City, aus der nun laut „Work It“ von Missy Elliott tönt. Wenn einer der Gäste dachte, dass diese Nacht nur irgendeine stinknormale Wall-Street-Party wäre, bei der ein überteuerter DJ oder eine Retro-Band wie die Allman Brothers oder Foreigner auftreten würde, dann erkennt er seinen Irrtum spätestens jetzt, als Lisa Jackson, eine Transvestiten-Sängerin, die Bühne betritt. Als sie „Purple Rain“ und anschließend „Ring my Bell“ anstimmt, ist es, als hätte sie jedem Kerl gerade in seinen maßgeschneiderten Schritt gegriffen. Und das ist erst das Vorspiel.

Gegen 21:30 Uhr ist die Hölle los. Der Alkohol fließt in Strömen. Die Leute tanzen zur Musik oder wiegen sich in den Hüften, während sie ihre Gläser hochhalten. Ich gehe zur Bar, aber ich brauche fünf Minuten, um eineinhalb Meter voranzukommen. Ich kann mich mit niemandem länger als ein paar Sekunden unterhalten, weil mich gleich wieder jemand am Rücken zieht oder seine Hand auf meine Schulter legt. Einige Leute nicken mir aus der Ferne zu oder prostern mir mit ihrem Drink zu. Es scheint, als wäre die ganze Wall Street hier, zumindest die ganze Wall Street, *auf die es ankommt*. Jede Broker-Firma ist vertreten: andere Trader von der Käuferseite, Leute von der Verkäuferseite, Banker, Anleihen-Trader und der Rest.

Auf der Bühne beginnt die Gruppe Naughty by Nature ihre Hip-hop-Version des Jackson-5-Hits „ABC“. Es bedarf nur einiger weniger Noten, um die ganze Meute zum Ausflippen zu bringen, weil sie merkt, dass sie den Song „OPP“ hört. Mehrere rotierende Stroboskop-Lichter streifen hektisch die Leute, die mit der Faust die Hip-hop-typischen Sienergesten machen. Treach, der Lead-Rapper von Naughty by Nature, hält das Mikro in seiner Hand und läuft auf der Bühne hin und her. Energie baut sich auf, erreicht einen vorläufigen Höhepunkt und steigert sich dann noch weiter. Vor der Bühne bewegt sich eine pulsierende Menge, und da der Abstand zwischen den sich wiegenden Körpern immer

geringer wird, gibt es für jeden, der vorne steht, keine Fluchtmöglichkeit mehr. Die Musikschleife geht immer weiter und die Menge verlangt nach mehr, bis Treach schließlich sein Mikro an den Mund hält. „Ihr steht auf Cleveland D?“, ruft er, während er sein Mikro in Richtung der Menge hält. „Ja, klar!“, rufen sie zurück.

Ich stehe neben der Bühne und der stampfende Bass hämmert gegen mein Trommelfell, während ich den Songtext rufe: „Army with harmony ... Dave drop a load on'em ...“ Ich singe mit Treach zusammen, als wären wir ein und dieselbe Person, als wären die Worte ebenso sehr meine wie seine. Vor mir hüpfen und singen 400 Gäste – sexy, attraktiv, betrunken, intelligent, mächtig und alle mit fetten Brieftaschen. Jeder versucht, so gut er kann, den Gangster-Rapper herauszukehren. Sie gleichen einem Stamm, der einen triumphierenden Kriegstanz aufführt. Ich weiß, dass die Leute in diesem Raum zusammengenommen im nächsten Jahr Hunderte Millionen Dollar Jahreseinkommen haben werden – an der Wall Street nennt man das gern „Fuck-you Money“. Und in dieser Nacht bin ich der Chef über all diese Prinzen und Prinzessinnen der Finanzwelt.

Dann ebbt der Rausch ekstatischer Begeisterung, den ich empfinde, auf einmal ab und an seine Stelle tritt ein seltsamer und beunruhigender Gedanke. In einem ausgedehnten Moment, der sich plötzlich wie ein Abgrund vor mir öffnet, fällt mir ein: Ich bin gerade 34 geworden; dies soll meine Geburtstagsparty sein. Aber es soll auch noch etwas anderes gefeiert werden. Irgendwie bin ich allen Widrigkeiten zum Trotz Hedgefonds-Trader geworden – ein Job, um den einen alle an der Wall Street beneiden. Ich stehe auf dem Höhepunkt meiner Karriere, und diese Karriere wurde weder durch den MBA einer Eliteuniversität gefördert noch durch irgendein computerähnliches Geschick (diese Kompetenzen sind unter den jugendlichen und betuchten Leuten,

die vor mir tanzen, üblich), sondern durch eine seltsame Wall-Street-Wahrheit: Was *nach* dem Handelsschluss passiert, ist ebenso wichtig wie alles, was während des Handelstages passiert. Es sind diese Stunden, nachdem in den Büros die Lichter ausgegangen sind, in denen ich glänze.

Aber wenn ich meine Leistungen betrachte, nagt etwas an meiner Zufriedenheit und bohrt ein tiefes Loch in mein Glück. Ich kann es nicht richtig fassen ... ich stehe nur da, direkt neben der Bühne, richte meinen Blick auf dieses Getümmel von Privilegierten und fühle mich *leer*. Und zum ersten Mal seit langer Zeit weiß ich nicht, was mich ausfüllen könnte.



TEIL
EINS



JANUAR 1984 **KENNEBUNK, MAINE**

ES SCHNEIT. Unser blau-graues Holzhaus, das sich am Rande eines Naturschutzgebiets befindet, ist 60 Zentimeter hoch eingeschnitten. Durch das beschlagene Küchenfenster kann ich meinen 44-jährigen Vater sehen, wie er in der zunehmenden Dämmerung die Einfahrt freischaufelt. Er ist in besserer Form als die meisten Männer, die nur halb so alt sind wie er. Er sieht aus wie ein junger William Shatner, der sich für das Fotoshooting für einen L.L.Bean-Versandhauskatalog angezogen hat. Während die schweren Flocken auf ihn fallen, gräbt er seine Schaufel methodisch in den Schnee, lädt den Schnee darauf und wirft ihn neben die Einfahrt. Er zögert nicht einen Moment, es gibt keine Pausen, nur Graben, Aufladen und Werfen. Graben, Aufladen, Werfen. Sein eisiger Atem sieht aus wie die Abgase aus unserem grünen Ford-LTD-Kombi, Baujahr 77. Der Motor läuft gerade warm, während er das Auto freischaufelt. Langsam, aber sicher schaufelt mein Vater einen Weg. Graben, Aufladen, Werfen.

Ich sitze an dem langen Holztisch in der Küche und esse meine Frühstücksflocken. Löffel eingraben, aufladen, essen. Löffel eingraben, aufladen, essen. Der Holzbohlenboden und die weißen Gipsputzwände nehmen die Wärme von dem Holzofen auf. Hier ist der wärmste Platz im ganzen Haus. Ich trage meine Boston-College-Jogginghosen, ein Weihnachtsgeschenk meiner Schwester Kristin, die dort im ersten Semester studiert. Sie sieht gerade im Wohnzimmer zusammen mit Debbie, meiner älteren Schwester, fern, die die University of Maine besucht. Sie haben beide gerade Wintersemesterferien. Kelly, die jüngste der Duff-Töchter, macht mir gegenüber am Tisch ihre Hausaufgaben. Ich halte meine Schüssel mit beiden Händen und führe sie an meine Lippen. Über den Rand hinweg schaue ich Kelly an. Sie blickt konzentriert auf das Lehrbuch, das aufgeschlagen vor ihr liegt. Alle meine Schwestern haben die Entschlossenheit meines Vaters und die typische Duff-Nase, die so klein und perfekt geformt ist, dass sie wie aus dem Katalog eines Schönheitschirurgen erscheint. Kelly besucht gerade die elfte Klasse der Highschool und ist die Ballkönigin des jährlichen Alumni-Treffens. Sie ist auch Leichtathletik-Champion im 800-Meter-Lauf. Alle Duff-Kinder haben die sportliche Begabung meines Vaters geerbt. Ich schlürfe die süße Milch und die Haferring-Frühstücksflocken. Kelly blickt mit einer milden Verachtung von ihrem Lehrbuch auf, die jedoch nicht lange anhält. Sie hat Mitleid mit mir, denn sie weiß, dass ich nicht mit Dad wegfahren will. Ich erwidere ihr Lächeln.

Meine Mutter sitzt ganz hinten in der Küche. Sie ist mit ihrer Kreuzstich-Stickerei beschäftigt, mit der sie schon Zeitschriftenwettbewerbe gewonnen hat, und trinkt nebenher ein Glas Wein. Sie hat schulterlanges Haar mit gefärbten Strähnen und trägt über ihrem Golfhemd eine Schürze. „Besser machst du mal fertig, bevor dein Vater mitkriegt, dass du Frühstücksflocken zu Abend isst“, sagt sie. Daraufhin setze ich die Schüssel an

meinen Mund und gieße mir die restliche Milch und die restlichen Frühstücksflocken in den Mund.

„Ich hab‘ wirklich keine Lust zu gehen“, sage ich und wische mir den Mund mit dem Handrücken ab. Sie weiß das bereits. Auch wenn sie früher schon mal erfolgreich Partei für mich ergreifen konnte, ist mein Vater an diesem Abend fest entschlossen. Wenn er an diesen Punkt kommt, ist es wie eine Entscheidung des Obersten Bundesgerichts. Und nicht einmal 60 Zentimeter Schnee können meinen Vater umstimmen. Graben, Aufladen, Werfen.

Mein Vater ist zu dem Schluss gekommen, dass ich das Potenzial habe, ein toller Highschool-Ringkämpfer zu werden. Und heute Abend fährt er mich – trotz des Schneesturms, trotz all meiner Proteste, trotz der Fürsprache meiner Schwestern und meiner Mutter und obwohl ich erst in der achten Klasse bin – zur Turnhalle der Highschool, damit ich dort an einem Ringkampf-Training teilnehme und dem Trainer vielleicht zeige, was ich drauf habe.

Er selbst war früher so etwas wie ein Ringkampf-Superstar. Nach all diesen Jahren reden die Leute in seiner Heimatstadt Mt. Lebanon, Pennsylvania, noch immer über seine Leistungen auf der Matte. Ihm wurden nicht weniger als drei College-Stipendien angeboten. An keiner dieser Hochschulen konnte man jedoch Maschinenbau studieren, was ihm sehr wichtig war. Also wurden seine Ringkämpfer-Träume von seinen Karriereplänen durchkreuzt.

Es war nicht so, dass er versucht hätte, seinen Highschool-Ruhm durch mich wiederzuerlangen – oder zumindest denke ich, dass es nicht so war. Teilweise betrachtete er das Ringen als eine Methode, einen Mann aus mir zu machen. Er meinte, dass ich bei drei Schwestern und einer Mutter, die mich verhätschelte, das Brennen der Füße auf der Matte und den Geruch der Umkleidekabinen

bräuchte, um ein wenig abgehärtet zu werden. Vor allem aber wollte er nicht die Beziehung wiederholen, die sein Vater mit ihm geführt hatte. Obwohl mein Vater in der Highschool ein Star-Ringkämpfer und ein Rekordhalter im Stabhochsprung war, hatte mein Großvater nie eines seiner Turniere besucht. Mein Vater dagegen betrachtete das Ringen als etwas, was wir als die beiden Männer in der Duff-Familie miteinander teilen konnten. Der Plan meines Vaters hat nur einen kleinen Haken: Ich will kein Ringkämpfer sein.

Ich wollte immer Koch werden. Die Mutter eines Freundes schmuggelte uns einmal in das White Barn Inn, das schickste Restaurant in Kennebunk. Als der Koch aus der Küche kam, schauten alle Gäste ihn an. Mir gefiel die Aufmerksamkeit und Anerkennung, die ihm zuteil wurde. Wenn ich kein Koch werde, werde ich vielleicht ein Ganove. Ich habe diese Rollen in den Filmen immer gemocht. In der sechsten Klasse versuchte ich, ein Mädchen namens Kelli zu erpressen. Ich drohte ihr, dass ich jedem in der Pause erzählen würde, wer ihr Freund ist, wenn sie nicht einen Dollar auf Seite 13 des Buches *Backboard Magic* in der Bibliothek hinterlassen würde. Sie verpetzte es dem Lehrer und ich bekam Ärger. Aber nun denke ich, ich würde gerne die University of Nevada oder die Cornell University besuchen und Hotelmanagement studieren. Ich will den Laden schmeißen. Ich will anderen Leuten zu einem tollen Urlaub verhelfen. Außerdem kommt es mir nicht allzu schwierig vor. Vielleicht will ich einfach nicht wie mein Vater sein.

Für ihn gibt es keine einfache Lösung, kein leicht verdientes Geld. Er analysiert und plant alles bis ins letzte Detail. Nichts überlässt er dem Zufall. Er weiß, welche Tankstelle in der Stadt das billigste Benzin hat, er schaltet im Fernsehen immer die zuverlässigste Wettervorhersage ein, und er steht bei der Zeitumstellung auf die Sommerzeit morgens um zwei Uhr auf, um alle

Uhren im Haus umzustellen. Auch wenn wir denselben Namen und dieselben ungewöhnlichen blau-grünen Augen haben, die manchmal grau aussehen – und natürlich die typische Duff-Nase –, sind wir uns überhaupt nicht ähnlich. Er versucht, mir Arbeitsmoral, Disziplin und einen strengen Zeitplan einzuimpfen, und ich wehre mich jedes Mal dagegen. Er will, dass ich ein Mann werde. Im Klartext heißt das: Er will, dass ich ihm ähnlicher werde. Genau aus diesem Grund sitze ich nun mit einem total flauen Gefühl im Magen am Küchentisch.

Ich höre, wie die Garagentür aufgeht und wieder zugeht. Ich weiß, dass es mein Vater ist. „Das Auto steht draußen“, ruft er in Richtung des Hauses. „Los geht’s, Turney.“ Mit gesenktem Kopf schaue ich meine Mama an. Ich will, dass sie die Traurigkeit in meinen Augen sieht. Sie zwingt sich zu einem mitleidigen Lächeln und ich weiß, dass ich gehen muss.

Unser Auto ist das einzige auf der Straße. Die Flocken treffen auf die Windschutzscheibe wie Schneebälle, während wir still im Auto sitzen. Das ist genial. Wir riskieren unser Leben, damit wir an einem Highschool-Ringkampftraining teilnehmen können. Am liebsten würde ich auf der Stelle sterben. Vielleicht rutschen wir ja von der Straße und bleiben in einem Graben stecken. Das wäre das Beste, was mir passieren könnte. Dann sehe ich das langsam näherkommende Licht von Frontscheinwerfern. Es ist eine schwarze Corvette. Das kann nur eine ganz bestimmte Person sein. Das New Yorker Nummernschild bestätigt meine Vermutung. Als wir mit etwa 15 Stundenkilometer aneinander vorbeifahren, erkenne ich den dicken, buschigen Schnurrbart des Fahrers. „Das ist Onkel Tucker“, sage ich.

„Er ist vor acht Stunden losgefahren“, sagt Dad, als wir direkt an der Corvette vorbeifahren. Bestimmt kehren wir nicht um. Ich mag die Besuche von Onkel Tucker. Er bringt mir immer einen neuen Kartentrick bei. Er ist 32 Jahre alt und verdient

massenweise Geld; er macht aufregende Ausflüge und Reisen. Heute kommt er in die Stadt, um meine beiden ältesten Schwestern morgen zum Skifahren mitzunehmen. Ich sehe dem Auto nach, bis seine Bremsleuchten im Schneesturm verschwinden. Wir nähern uns dem ersten Stoppschild und müssen schon 100 Meter im Voraus abbremsen, um rechtzeitig zum Stehen zu kommen. Mein Vater wendet seinen Blick von der Straße ab, um mich anzusehen. „Weißt du, als du ein Kleinkind warst, hast du gelernt, eine Brücke zu machen, bevor du krabbeln konntest“, sagt er.

„Ich weiß“, sage ich. Diese Story hat er mir bestimmt schon 956 Mal erzählt. Er lässt sich darüber aus, wie wichtig es beim Ringen sei, eine Brücke zu machen. Er erklärt mir, dass man es nur so vermeiden könne, in die Bodenlage gebracht zu werden, wenn man der Matte den Rücken zukehrt. Er beugt seinen Hals nach hinten, um mir zu zeigen, wie es geht. Ich weiß schon, wie es geht. Schließlich habe ich es ja in meinem Kinderbett gemacht.

„Du hebst deine Schultern und unterstützt deinen Körper mit dem Hals“, sagt er dennoch. Ich wende den Kopf ab, um auf die Straße zu blicken. „Der Trainer hat uns eingeladen. Wir schauen uns das Ganze einfach mal an“, sagt er, weil er offenbar meinen Unwillen merkt.

Der Boden der Turnhalle ist mit einer riesigen blauen Ringer-
matte bedeckt. Ich folge meinem Dad zu der einzigen ausgezo-
genen Tribüne, während wir versuchen, den Schnee aus unserem
Haar zu schütteln. Ich blicke über den Boden hinweg. Überall
rennen junge Kerle herum, machen Stretching – ein paar ringen
bereits. Wenn mir bisher noch nicht klar gewesen sein sollte, dass
ich die Pubertät noch nicht erreicht habe, dann begreife ich es
jetzt. Diese Kerle sind riesengroß, einige haben sogar schon einen
Bartwuchs. Jetzt fühle ich mich noch schlechter. Das flaue Ge-
fühl in meinem Magen nimmt zu. Ich will nicht ringen. Mein
Vater lächelt den Trainer an, als dieser uns sieht.

Der Trainer winkt uns zu und kommt zu uns herüber. Er ist Anfang 40, klein, aber gut gebaut. Er trägt eine hellbraune Hose sowie ein blaues Hemd mit der Aufschrift KENNEBUNK WRESTLING auf der Brust, und um seinen Hals hängt eine Pfeife. Er streckt mir eine fleischige Hand hin und stellt sich als „Trainer“ vor. Ich zwingen mich zu einem Lächeln und sage ihm, dass ich mich freue, ihn kennenzulernen.

„Ringem gefällt dir also?“

Jede Faser meines Körpers schreit Nein, aber ich weiß, dass mein Dad mich umbringen wird, wenn ich das tatsächlich sage. Also nicke ich nur und sage: „Ja, gefällt mir ganz gut.“ Zum Glück wendet der Trainer seine Aufmerksamkeit meinem Dad zu. Sie fangen an, Ringkampf-Jargon auszutauschen. Ich höre Wörter wie „Rip Back“ und „Undercup“ und könnte kotzen. Aber im Gesicht meines Vaters ist eine Freude, die ich normalerweise nicht sehe. Er ist wie ein Ballon und jedes Wort aus der Ringkampf-Terminologie bläst ihn noch ein bisschen mehr auf.

Als Nächstes trage ich einen Kopfschutz und Ringerschuhe. Beim Trikothemd war bei mir allerdings Schluss. Meine BC-Jogginghose muss reichen. Jemand reicht mir einen Mundschutz. Ich stehe am Rand der Matte. Mir gegenüber steht ein Neuntklässler namens Brian. Er ist ein Jahr älter als ich, aber ich kenne ihn aus der Highschool. Es überrascht mich, dass er im Ringkampf-Team ist, denn ich habe ihn nie irgendeinen Sport ausüben sehen. Er war mehr der Typ für die Naturwissenschaften-AG – der Einzige in der Schule, der sich mit dem Computer auskannte und ständig Atari oder irgendein anderes Videospiel spielte. Ich sehe, dass er Angst hat, und zwar nicht wegen der Aussicht, es mit meinen äußerst bedrohlichen 1,63 Metern und 55 Kilo aufnehmen zu müssen, sondern wegen der Möglichkeit, gegen einen Achtklässler zu verlieren. Seine Teammitglieder fangen an, ihn zu verspotten. Sie feuern mich schon an, bevor wir

überhaupt begonnen haben. Er hat viel zu verlieren. Seine Kum-pels werden es ihn nie vergessen lassen, wenn ich ihn besiege. Dann macht der Trainer den Anpfiff.

Auch wenn ich vielleicht die Ringkämpfer-Genes meines Vaters im mir trage, fehlt mir leider seine Technik. Ich weiß bloß, wie man eine Brücke macht, und das reicht nicht ganz. Ich denke mir, ich darf mich nur nicht in die Bodenlage bringen lassen, dann sind alle zufrieden und wir können abhauen. Brian kommt auf mich zu, wir umklammern uns und versuchen, uns gegenseitig auf den Boden zu drücken. Ich merke sofort, dass er langsamer ist als ich. Seine Aufmerksamkeit liegt auf der Technik und darauf, dass er in der richtigen Position ist. Während er sich darauf konzentriert, gleite ich hinter ihn, packe ihn an der Taille und werfe ihn auf den Boden. Bevor Brian begreift, was geschehen ist, drücke ich ihn auf den Boden und der Trainer schlägt auf die Matte. Die kleine Gruppe von Ringkämpfern, die uns beobachtet, ruft wie aus einem Munde: „Wow!“ Es ist vorbei. Gott sei Dank, ich kann heimgehen. Aber der Trainer hat noch etwas anderes vor. Er will, dass ich gegen einen Zehntklässler antrete. Nun vergrößert sich die Gruppe der Zuschauer auf ein Dutzend Leute oder mehr. Den Zehntklässler bringe ich noch schneller in die Bodenlage als Brian.

Ich hätte besser versuchen sollen zu verlieren. Mein dritter Gegner, gegen den ich antreten muss, ist ein Zwölftklässler namens Mark – er soll in die Fußstapfen seines älteren Bruders, eines Champions beim Maine High School Wrestling, treten. Die Zuschauer haben nun die Seiten gewechselt. Es war o.k., dass ich als Achtklässler zwei Kerle besiegte, die dieses Jahr nicht in der Schulmannschaft sind, aber es ist nicht o.k., wenn ich ihren Kapitän besiege. Er legt seinen Arm auf meine Schulter und ich schlage ihn weg. Er geht auf mein Bein los, aber ich ziehe es rechtzeitig weg. Wir umklammern uns, Kopf an Kopf, Ohr an Ohr und

stürzen dann beide zu Boden. Ich denke, ich könnte die Oberhand gewinnen, aber es geht eine Minute lang hin und her. Nun *weiß* ich, dass ich die Oberhand habe. Ich spüre, wie seine Arme schwächer werden, und ich werde das ausnutzen. Ich fasse den Arm, der teilweise auf dem Boden aufliegt, und versuche, ihn ganz nach unten zu drücken. Ich höre meinen Gegner kichern. Plötzlich fühle ich mich, als würde ich in einem dieser Zeichentrickfilme den Berg hinunterrollen. Meine Glieder sind in einer Art und Weise verheddert, wie ich es noch nie erlebt habe. Ich bin noch immer in dieser Brezelposition, als ich höre, wie der Trainer seine Hand auf die Matte schlägt, um meine Niederlage anzukündigen. Es dauert eine Sekunde, bis ich meinen Körper wieder entwirrt habe.

Ich habe nie mehr einen Ringkampf gemacht. Und mein Vater hat sich an sein Versprechen gehalten und das Thema nur noch einmal erwähnt, als ich in die neunte Klasse der Highschool kam. Da habe ich nur verneinend den Kopf geschüttelt und er wusste Bescheid. Stattdessen spielte ich Football, wofür ich nach Ansicht meines Vaters zu klein war – dieser Kommentar hatte nur zur Folge, dass ich mich noch mehr bemühte. Ich sollte ein Superstar sein. Ich wollte meinen Namen in den Schlagzeilen der Lokalpresse sehen, was mir schließlich auch gelang. Ich wurde zum besten Spieler gewählt und durfte im letzten Schuljahr in der Liga der besten Highschool-Spieler spielen. Mein Vater hat keines der Spiele versäumt. Er sagte sogar zu mir, ich hätte seine Erwartungen bei Weitem übertroffen. Aus diesem Kommentar konnte ich nur einen Schluss ziehen: Seine Erwartungen in Bezug auf mich waren äußerst niedrig gewesen.

Als unser Ford in unsere schneebedeckte Einfahrt fährt und direkt neben der Corvette meines Onkels stehen bleibt, springe ich aus dem Auto und renne los, um Tucker zu sehen. Mein Vater greift nach der Schaufel, um den Rest der Einfahrt vom Schnee

zu befreien. Als ich das Haus erreiche, kann ich schon das Graben, Aufladen und Werfen hören. Graben, Aufladen, Werfen.



JANUAR 1994 **KENNEBUNK, MAINE**

ZEHN JAHRE später, dieselbe Einfahrt, dieselbe Schneemenge. Der grüne Ford LTD wurde durch einen roten Ford Explorer, Baujahr 87, ersetzt. Mein Vater kauft alle zehn Jahre oder nach 300.000 Kilometern ein neues Auto. Er hat auch das Haus neu angestrichen, aber in derselben Farbe. Der Umzugswagen ist vollständig beladen. Mein Blick fällt auf den riesigen Hummer auf der Seite und die Aufschrift *America's Moving Adventure – MAINE*. Ich schaue meinen besten Freund Jayme an, der mit meinen Eltern redet. Wir sind beide 1,74 Meter groß, dunkelhaarig und un-rasiert. Unsere Haut ist kreidebleich von den Wintermonaten, und wir tragen beide Jeans, Baseballmützen und J.Crew-Jacken. Wir werden perfekte Zimmergenossen sein. Er hat bereits den Großteil seiner Sachen in die neue Bleibe gebracht, aber er ist vorbeigekommen, um die Fahrt mit mir zu machen.

Mein Studienberater von der Ohio University hatte mich ein halbes Jahr nach dem Abschluss in Journalismus angerufen. Er

sagte zu mir, ich müsse nach New York ziehen, wenn ich dort arbeiten wolle. Im Dezember hatte ich über 30 Blindbewerbungen an Zeitungen, Zeitschriften und Public-Relations-Agenturen geschickt. Da ich keine Antworten bekam, entschloss ich mich dazu, Klinken zu putzen. Der Umzugswagen ist startbereit. Meine Mutter umarmt mich so fest, dass ich mir vorkomme, als würde ich in den Krieg ziehen. Mein Vater streckt mir zum Händeschütteln seine kalte Hand hin. Seine diesbezügliche Technik ist perfekt, fest und solide. Dabei schaut er mir direkt in die Augen, genau so, wie er es mir beigebracht hat.

„Viel Glück“, sagt er. Wenn es jemals eine Gelegenheit gegeben hat, meinen Vater das erste Mal zu umarmen, dann jetzt. Sicher wurde ich als Kind von ihm umarmt, aber ich kann mich nicht daran erinnern. Er sollte *mich* umarmen, denke ich. Ich lasse seine Hand los, um den peinlichen Moment zu beenden. Wir fahren los.

Es schneit noch immer. Zehn Stunden später sind wir total k.o., nachdem wir meine Sachen in die Wohnung an der Ecke Eighty-Fifth Street/Columbus Avenue getragen haben. Dort werden wir zu dritt wohnen. Ein Freund eines Freundes von Jayme namens John, der ein Bankenanalytist ist und 80 Stunden pro Woche arbeitet, bekommt das große Schlafzimmer. Jayme steht das kleinere Schlafzimmer zu. Und ich werde auf einem Sofa in dem Durchgangszimmer zwischen dem kleinen Schlafzimmer und dem Wohnzimmer schlafen. Meine Miete beträgt 400 Dollar pro Monat. Die Holzböden und die weißen Wände sehen hübsch aus – es ist nur ziemlich klein. Das wird schon funktionieren, denke ich. Morgen kriege ich einen Job.

Ich komme nicht mal an der Eingangshalle vorbei. Offenbar mag *Sports Illustrated* keine unangemeldeten Besucher. Der Wachmann kneift die Augen zusammen und beugt sich in meine Richtung, als ich ihm erzähle, dass ich nach oben gehen und mich